

KNAUR 

Über die Autorin:

Courtney Cole wuchs im ländlichen Kansas auf. Nach einem Abschluss in Betriebswirtschaftslehre arbeitete sie zunächst in der Marketingabteilung einer großen amerikanischen Firma, bevor ihr erster New-Adult-Roman IF YOU STAY – FÜREINANDER BESTIMMT die amerikanischen E-Book-Charts eroberte. Courtney Cole lebt mit ihrem Mann und drei Kindern am Lake Michigan und arbeitet bereits an ihrem nächsten Roman.

Mehr Informationen unter www.courtneycoleauthor.com

Courtney Cole

IF YOU STAY – Füreinander bestimmt

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Rebecca Lindholm

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»If you stay« bei Lakehouse Press.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe Dezember 2013

Knaur Taschenbuch

Copyright © 2013 by Lakehouse Press

Copyright © 2013 für die deutschsprachige Ausgabe bei

Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Ilse Wagner

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Corbis, Eric Cahan

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51527-3

2 4 5 3 1

*Für all jene, die schon einmal
Trost im Vergessen gefunden haben.*

Kapitel 1

Pax.«

Ich bin mir nicht sicher, ob die Kleine wirklich meinen Namen gesagt hat. Ihre Stimme klingt gedämpft, ist kaum zu verstehen, was wohl daran liegt, dass sie meinen Schwanz in ihrem Mund hat.

Ich lasse mich in den schwarzen Ledersitz meines Wagens zurücksinken, lege meine Hand auf ihren Kopf, nötige sie, mehr von meinem besten Stück in den Mund zu nehmen.

»Nicht reden«, sage ich. »Lutschen.«

Ich schließe die Augen und lausche. Ich höre, wie sich der Speichel in ihrem Mund sammelt und aus den Winkeln herausgedrückt wird. Es ist jedes Mal ein leises Geräusch zu hören, wenn ihre Wange meinen geöffneten Reißverschluss streift. Sie gibt in regelmäßigen Abständen ein Stöhnen von sich, obwohl ich nicht verstehe, warum. Sie hat doch nichts hiervon. Mit der Hand auf ihrem Kopf bestimme ich ihre Bewegungen und das Tempo. Ich packe ihr Haar im Nacken, wickele es mir um die Finger, ziehe daran, lasse los, ziehe wieder.

Sie stöhnt erneut.

Ich verstehe immer noch nicht, warum.

Und es ist mir auch egal.

Ich bin total high.

Und ich habe keine Ahnung, wie sie heißt.

Alles ist wie in einem Nebel, nur nicht dieser Augenblick. Zu meiner Rechten schlagen die Wellen des Michigansees an den

Strand, und zu meiner Linken rauschen in ein paar Meilen Entfernung die Autos über den Highway, doch ich blende das alles ebenso aus wie die hellen Lichter der Stadt, die dröhnende Stille und den gelegentlichen Gedanken, dass jemand vorbeikommen und uns sehen könnte. Doch niemand ist hier draußen am Strand, nicht um elf Uhr abends. Nicht etwa, dass es mich gestört hätte.

Im Augenblick konzentriere ich mich einzig und allein auf diesen Blowjob.

Mir ist klar, dass ich noch nicht kommen kann, aber das sage ich ihr nicht, denn ich will auf keinen Fall, dass sie aufhört. Ich lasse sie noch ein paar Minuten weitermachen, ehe ich sie wegschubse.

»Mach mal Pause«, sage ich und lehne mich in meinem Sitz zurück.

Ich mache mir nicht die Mühe, meinen Schwanz wieder in die Hose zu verfrachten, stoße nur einen langen, lauten Seufzer aus und entspanne mich in der Brise. Die Kleine wendet ihre Aufmerksamkeit dem Spiegel an der Sonnenblende zu, versucht, ihr Gesicht in Ordnung zu bringen.

»Warte mal«, sage ich.

Sie sieht mich verwirrt an. Ihr Lippenstift ist verschmiert. Ich lächele.

»Ich weiß, dass du gern was hiervon hättest«, sage ich und ziehe ein Fläschchen aus meiner Jackentasche. Ich kippe ein wenig Koks auf einen kleinen Spiegel auf dem Armaturenbrett, pulverisiere es mit einer Rasierklinge und schiebe es zu zwei Streifen zusammen.

Als ich ihr den kleinen Strohhalm reiche, ist sie diejenige, die mit ihrem entstellten Clownmund lächelt.

Sie beginnt, sich eine Line reinzuziehen, hustet, macht weiter. Dann lehnt sie sich in ihrem Sitz zurück, legt den Kopf in den

Nacken und lässt die Droge wirken. Ihre Augen blicken leer, als sie mir den Strohalm hält, und ich zögere eine Sekunde.

Ich habe heute schon verdammt viel geschnupft, mehr als sonst.

Aber aus irgendeinem Grund ist das Bedürfnis, in der Schwärze zu verschwinden, heute besonders stark, stärker als gewöhnlich. Und an Tagen wie diesen ziehe ich mir das Zeug öfter rein. Ich greife nach dem Strohalm und atme das Pulver ein, das es immer schafft, mich von hier wegzubringen. Auch wenn ich auf nichts anderes zählen kann, hierauf immer.

Das vertraute Brennen betäubt meine Kehle. Die Leere breitet sich in meinem ganzen Körper aus, dämpft meine Sinneswahrnehmungen, beschleunigt meinen Herzschlag. Ich spüre, wie mein Blut pulsiert, Sauerstoff in meine tauben Finger trägt.

O Mann, ich liebe dieses Zeug!

Ich liebe es, wie alles schwer und träge wird, nur meine Aufmerksamkeit nicht. Ich liebe es, wie es meine Wahrnehmung schärft, während alles andere schwarz und taub wird.

So fühle ich mich wohl. Während ich in diesem Nichts, in diesem Dunkel dahintreibe.

Koks macht es einem leicht, in der Leere zu existieren.

Ich nehme mit meinen Fingern die Reste des verbliebenen Pulvers auf und reibe es auf meinen erigierten Penis, bevor ich die Frau im Nacken packe. Ich drücke ihren Kopf nach unten, und sie öffnet bereitwillig den Mund. Das hier ist definitiv nicht gegen ihren Willen. Sie hat ganz und gar nichts dagegen. Besonders nicht, da ich nun ihre Sucht befriedigt habe und sie mir ihre Lieblingsdroge vom Schwanz lecken kann. Wenn sie jetzt stöhnt, glaube ich ihr, dass sie auch etwas davon hat.

»Bring's zu Ende«, sage ich. Ich streiche über ihren Rücken,

während sie sich mir wieder widmet, aber ich kann meine Finger nicht spüren.

Ihr Kopf bewegt sich noch ein paar Minuten auf und ab, und dann komme ich ohne Vorwarnung in ihrem Mund. Ihre Augen weiten sich, und sie weicht zurück, als mein Sperma von ihren Lippen tropft, doch ich halte sie am Nacken fest, bis mein Schwanz aufhört zu pochen.

»Schluck's runter«, fordere ich sie höflich auf.

Ihre ausdruckslosen Augen werden noch größer, doch sie gehorcht.

Ich lächle.

Sie würgt, erbricht aber nicht.

»Danke«, sage ich, immer noch höflich. Und dann greife ich über sie hinweg und stoße die Beifahrertür auf. Sie quietscht, als sie aufschwingt, ein Beweis dafür, dass die Autos 1968 noch aus Eisen gebaut wurden. Ich ziehe mein Portemonnaie heraus und reiche ihr einen eselsohrigen Zwanziger.

»Besorg dir was zu essen«, rate ich ihr. »Du bist zu dünn.«

Sie hat dieses Aussehen, das Mädchen bekommen, die auf Koks sind – ausgemergelt. Das ist der Nachteil von dem Zeug. Es ist gut, um ins Vergessen abzutauchen, aber es versaut einem den Appetit. Wenn man sich nicht zum Essen zwingt, wird man immer dünner und sieht irgendwann scheiße aus.

Die Kleine sieht nicht scheiße aus. Noch nicht. Sie ist nicht hässlich. Aber auch nicht hübsch. Sie wirkt abgestumpft. Aschbraunes Haar, blassblaue Augen. Nichtssagender, spindeldürrer Körper. Ich kann mit ihr machen, was ich will.

Und ich will, dass sie verschwindet.

Sie starrt mich wütend an, während sie sich den Mund abwischt.

»Mein Wagen steht in der Stadt. Willst du mich nicht wenigstens zurückfahren?«

Ich sehe sie an, stelle fest, dass da drei sind von ihr, die zu einer undeutlichen Einzigen werden, dann wieder zu dreien, bevor ich versuche, diese Verschwommenheit aus dem Kopf zu bekommen und mich auf sie zu konzentrieren.

Nein, funktioniert nicht. Ich sehe sie immer noch in dreifacher Ausführung.

»Kann nicht«, erwidere ich und lasse meinen Kopf gegen die Kopfstütze sinken. »Bin zu fertig, um zu fahren. Ist ja nicht weit. Was kann ich dafür, dass du so hohe Nuttenschuhe trägst? Zieh sie doch aus. Dann kannst du besser laufen.«

»Du bist ein verdammtes Arschloch, Pax Tate«, faucht sie wütend. »Weißt du das?«

Sie schnappt sich ihre Handtasche und knallt die Tür zu, so fest sie nur kann. Mein Wagen, den ich »Danger« getauft habe, schüttelt sich.

Ja, mein Wagen hat einen Namen. Ein 1968er Dodge Charger in einem so tadellosen Zustand hat einen Namen verdient.

Und nein, es macht mir nichts aus, dass dieses zugehörnte Miststück mich für ein Arschloch hielt. Ich *bin* ein Arschloch. Das lässt sich nicht leugnen.

Und wie zum Beweis fällt mir ihr Name natürlich im Augenblick nicht ein, aber den meines Wagens habe ich nicht vergessen. Vielleicht fällt mir der von der Kleinen morgen früh wieder ein. Oder auch nicht. Spielt unter diesen Umständen ja auch keine Rolle. Sie wird schon wiederkommen. Tut sie immer.

Denn ich habe das, was sie dringend braucht.

Ich ziehe meine Jacke aus, lege sie auf den Beifahrersitz und mache den Reißverschluss meiner Hose zu, während ich zusehe, wie sie davonrauscht. Dann öffne ich die Tür auf meiner Seite, strecke meinen Fuß, der in einem schwarzen Stiefel

steckt, über die Schwelle und lasse die kühle Brise über meinen glühenden Körper streichen.

Die Landschaft entlang der Küste ist zerklüftet, hügelig und wild. Sie ist so gewaltig, dass ich mir klein vorkomme. Die Nacht ist tiefschwarz, und es sind kaum Sterne am Himmel zu sehen. Es ist eine Nacht, in der ein Mann in der Dunkelheit verschwinden kann. Eine Nacht nach meinem Geschmack.

Ich lehne meinen Kopf gegen den Sitz und spüre, wie sich der Wagen um mich dreht. Es kommt mir so vor, als wäre der Sitz der Anker, der mich am Boden hält. Ohne ihn würde ich möglicherweise auf Nimmerwiedersehen ins All hinaustreiben.

Keine schlechte Vorstellung.

Der Wagen dreht sich zu schnell. Selbst in meinem Zustand ist mir klar, dass es zu schnell ist. Aber ich mache mir deshalb keine Sorgen. Ich hole einfach mein Fläschchen hervor und werfe etwas ein, um das Tempo zu drosseln. Mein Fläschchen ist wie ein Zauberhut. Darin findet sich ein wenig von allem, was ich benötige, ob zum Aufputzen oder zum Beruhigen, ob weiß oder blau, Kapsel, Pille oder Crack. Ich habe alles.

Ich spüle die Pille mit einem Schluck Whiskey runter. Ich spüre nicht einmal das Brennen, als er durch meine Kehle rinnt. Ich denke kurz darüber nach, in welchem Tempo sich alles um mich dreht und wie verschwommen alles ist, und komme zu dem Schluss, noch eine weitere Pille, vielleicht sogar zwei, zu nehmen. Ich stecke sie mir in den Mund und trinke einen weiteren Schluck von dem Whiskey, ehe ich die Flasche auf den Boden der Beifahrerseite werfe. Nachträglich fällt mir ein, dass ich gar nicht darauf geachtet habe, ob der Verschluss drauf war.

Ist mir egal.

Der von den Drogen verursachte Schleier trübt meinen Blick, und all das Schwarz und Grau wirbelt ineinander, und ich schließe die Augen. Es kommt mir immer noch so vor, als würde ich mich bewegen und der Wagen sich andauernd im Kreis drehen.

Ich werde von der Nacht geschluckt, in die Dunkelheit hinausgetrieben, weit über die Wolken und in den Nachthimmel hinauf, wo ich inmitten der Sterne dahingleite, vorbei am Mond, nach dem ich meine Hand ausstrecke, um ihn mit einem Finger zu berühren.

Ich lache.

Oder ich glaube zu lachen.

Das lässt sich unter diesen Umständen nicht so leicht sagen. Ich weiß nicht, was real ist und was nicht. Und genau so mag ich's.

Kapitel 2

MILA

Ich mag die Nacht. Mag alles an ihr.

Wie die Dunkelheit Dinge verbirgt, die ich möglicherweise gar nicht sehen will, und gleichzeitig Dinge zum Vorschein bringt, die ich bei Tageslicht gar nicht bemerken würde. Ich mag die Sterne und den Mond und die samtige Feuchtigkeit auf meiner Haut. Ich mag es, wie der Michigansee in der Finsternis schwarz daliegt und im Mondlicht wie zerbrochener Onyx schimmert.

Es fühlt sich immer ein bisschen gefährlich an. Vielleicht ist das auch ein Grund, warum mir dies alles so gefällt.

Ich halte meinen Fotoapparat fest, als ich durch den weichen, feuchten Sand am Strand stapfe. Hier geht immer eine frische Brise, doch das liegt nur daran, dass die Luft, die vom See hereinweht, kalt ist. Das Wasser ist Sommer wie Winter eisig, so als hätte Gott ein großes Glas Eiswasser hineingegossen. Ich kuschele mich tiefer in meinen Pullover, bevor ich wieder durch das Objektiv schaue.

Der Mond hängt am Rand des Horizonts, genau dort, wo sich Wasser und Himmel treffen. Wir haben Vollmond heute Nacht. Er hat einen leichten Rotton, etwas, das wir nicht so oft zu sehen bekommen. Die Seefahrer nennen ihn Blutmond, und ich verstehe, warum. Er ist von einer überirdischen Schönheit, unvergesslich. Er ist der Grund, warum ich heute Nacht hier bin.

Ich beginne, Fotos zu schießen – mal kniend, mal stehend und wieder kniend.

Als sich ein großer Nebelschwaden vor den Mond schiebt und ihn teilweise verdeckt, verschlägt es mir den Atem. Das ist ein perfektes Foto. Es wird ein tolles Gemälde geben. Und der gerahmte Druck wird auch gut aussehen. Das geht so oder so für mich in Ordnung, denn ich habe Kunden für beides.

Ich schieße mindestens hundert Fotos, bevor ich endlich mit dem Licht, der Helligkeit und dem Blickwinkel zufrieden bin. Als ich den Apparat wieder in seiner Tasche verstaut habe, fülle ich meine Lungen mit der frischen, klaren Seeluft und genieße meinen Strandspaziergang. Ich mag es, wie meine nackten Füße in den festen, silbrigen Sand einsinken.

Es ist eine gute Nacht, um die Gedanken schweifen zu lassen. Es regt sich kein Lüftchen, und die Stille ist überwältigend. Selbst die Möwen schlafen, so dass niemand hier ist, um mich zu stören. Ich bin ganz allein. Perfekt.

Als der Wind wieder auffrischt und mir das Haar aus dem Gesicht weht, gehe ich in meinem Kopf die Liste der Dinge durch, die ich morgen in meinem Studio erledigen muss und was alles an Materialien nachzubestellen ist. Außerdem frage ich mich, ob ich daran gedacht habe, meine Tür abzuschließen, doch selbst wenn nicht, wäre das kein Problem.

In einer größeren Stadt müsste ich, was das betrifft, vorsichtiger sein, und es wäre sicherlich nicht anzuraten, als Frau nachts allein einsame Spaziergänge zu unternehmen. Aber hier in Angel Bay könnte ich nicht sicherer sein. Wir haben eine Kriminalitätsrate, die einer Kleinstadt aus den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts entspricht. Das schlimmste Verbrechen ist, wenn hier in der Touristensaison Leute bei Rot über die Straße laufen.

Als ich eine Düne hinaufgestiegen bin, um zu dem Parkplatz

zu gelangen, wo ich meinen Wagen stehen lassen habe, erblicke ich dort zu meiner Überraschung ein schwarzes, glitzerndes Muscle-Car, das zum See hin geparkt ist. Es war noch nicht hier, als ich vorhin meinen Wagen abstellte.

Ich stoße einen Seufzer aus. Damit ist es vorbei mit dem Alleinsein. Aber es spielt, ehrlich gesagt, keine Rolle. Ich fahre ja jetzt ohnehin nach Hause.

Ich schlüpfe wieder in meine Schuhe und gehe über den Asphalt auf meinen Wagen zu, doch während ich dies tue, bemerke ich, dass die Tür des anderen Wagens weit offen steht. Ich kann den Signalton aus dem Inneren hören. Anscheinend steckt der Schlüssel noch in der Zündung.

Das ist eigenartig. Ich bleibe stehen und starre den verlassenen Wagen an.

Ich bin unsicher, denn es ist dunkel, und ich bin allein. Doch der beharrliche Signalton und die geöffnete Wagentür ziehen mich magisch an. Ich hoffe nur, dass der Besitzer kein Massenmörder ist. Ich umklammere mit den Fingern das Handy in meiner Tasche, als könne es mich tatsächlich vor Gefahren schützen. Ungeachtet der Lächerlichkeit dieses Gedankens, halte ich es fest in meiner Hand.

Als ich mich nähere, entdecke ich einen schwarzen abgenutzten Stiefel, der über die Türschwelle ragt. Er bewegt sich nicht.

Normalerweise würde ich mir nichts dabei denken. Vermuten, dass die Person, deren Fuß in dem schwarzen Stiefel steckt, schläft. Aber irgendetwas kommt mir hier seltsam vor. Etwas Unheilvolles scheint zum Greifen nah wie eine Wolke über dem Wagen zu hängen. Nicht viele Menschen wären imstande, bei diesem nervigen Geräusch zu schlafen.

Ich schleiche mich näher heran, blicke hinein und presse mir sogleich die Hand vor Mund und Nase. Da ist ein penetranter

Gestank von Erbrochenem, und ich sehe auch den Grund dafür. Der Mann auf dem Fahrersitz liegt ohnmächtig in einer Riesenlache orangeroter Kotze da. Sein Mund ist offen, und klebrige Ranken von Erbrochenem hängen von seinem Kinn bis zu seiner Brust herab. Ich erschauere. Das hier ist definitiv nicht gerade eine Sternstunde für diesen Typen.

Er liegt völlig unbeweglich da, aber ich weiß, dass er atmet, weil er seltsam gurgelnde Geräusche von sich gibt. Die kleinen Atemzüge vibrieren durch das Knorpelgewebe seiner Nase, werden gedämpft durch das Erbrochene, das um seinen Mund herumblubbert.

Das kann nicht gut sein.

Der Gestank bringt mich zum Würgen, als ich den Typen an der Schulter schüttele. Sein Kopf rollt hin und her. Ich schüttele ihn noch einmal, aber er kommt nicht zu sich, sein Kopf rollt wieder nur schlaff von einer Seite zur anderen wie bei einer Puppe mit gebrochenem Hals.

Heilige Scheiße!

Ich gerate immer mehr in Panik, mein Herz flattert wie ein Kolibri in meiner Brust. Ich bin mir nicht sicher, was ich tun soll. Es könnte ja sein, dass er einfach nur zu viel getrunken hatte. Und ich sehe in der Tat eine Whiskeyflasche auf dem Boden des Fußraumes liegen, die dies zu bestätigen scheint. Aber irgendetwas stimmt nicht. Da ist dieser Instinkt, den ich einfach nicht zu ignorieren vermag.

Also tue ich das, was mir als Erstes einfällt.

Ich hole mein Handy hervor und wähle den Notruf.

Beim zweiten Klingeln fragt jemand, was für einen Notfall ich melden möchte. Ich starre den Typen an.

»Ich bin mir nicht sicher«, erwidere ich zögernd. »Mein Name ist Mila Hill, und ich befinde mich auf dem Parkplatz von Goose Beach. Hier liegt ein Mann bewusstlos in seinem

Wagen. Ich schaffe es nicht, ihn aufzuwecken. Irgendetwas stimmt nicht mit ihm.«

»Atmet er?«, erkundigt sich die Frau am anderen Ende der Leitung mit ruhiger Stimme. Ich überprüfe es noch einmal und bejahe ihre Frage.

»Das ist gut«, sagt sie. »Macht es Ihnen etwas aus, dort zu warten, bis Hilfe eintrifft?«

»Nein«, erwidere ich, »ich werde bei ihm bleiben.«

Nun, da ich weiß, dass Hilfe unterwegs ist, beruhige ich mich ein wenig.

Ich trete ein paar Schritte zurück und betrachte den ohnmächtigen Mann.

Außer dem langsamen, unregelmäßigen Heben und Senken seiner Brust rührt er sich nicht. Ich schlucke mühsam, während mein Blick über ihn wandert. Er hat Tattoos auf seinem muskulösen Bizeps und eine gezackte Narbe in Form eines X am Daumenansatz. Das vermag ich zu erkennen, weil sein Arm auch aus dem Wagen herausbaumelt. Erbrochenes läuft daran herab und tropft auf den Asphalt. Ich erschauere erneut, gehe aber wieder zu ihm, hebe den Arm an und lege ihm seine Hand auf den Bauch.

Sein Bauch ist hart und flach. Und mit Erbrochenem bedeckt. Wenn er nicht in seiner eigenen Kotze liegen würde, sähe er gut aus – so viel ist sicher, selbst im Dunkeln. Er scheint Mitte bis Ende zwanzig zu sein. Trägt schwarze Jeans, ein schwarzes T-Shirt und hat dunkelblondes Haar. Er könnte eine Rasur vertragen, denn ich erkenne Bartstoppeln an seinem Kinn. Ich wünschte, er würde die Augen öffnen.

»Wach auf«, sage ich zu ihm. Ich kenne ihn nicht, aber ich möchte auf jeden Fall, dass alles in Ordnung ist mit ihm. Ich habe selbst schon erlebt, dass Freunde bewusstlos geworden sind, weil sie zu viel getrunken hatten. Das hier ist etwas an-

deres. Etwas Schlimmeres. Das gurgelnde Geräusch, das aus seiner Nase kommt, beweist es.

Ich werfe noch einmal einen Blick auf seinen Wagen. Ich habe ihn schon in der Stadt gesehen, aber ich kenne den Fahrer nicht. Bin ihm noch niemals begegnet ... bis jetzt. Und das hier ist nicht gerade ein guter erster Eindruck.

Ich versuche gerade, ihn noch einmal zu wecken, als ich eine wütende Frauenstimme höre.

»Pax, du verdammtes Arschloch. Ich werde nicht in die Stadt zurücklaufen, also wirst du mich jetzt fahren. Das ist mein Scheißernst.«

Nach dem ersten Schreck richte ich mich auf und sehe mich mit der Frau konfrontiert.

Sie ist ebenso erstaunt wie ich.

Ich habe sie schon des Öfteren gesehen. Sie ist eher der prolige Typ und hängt den ganzen Tag in einer Bar in der Main Street herum. Da sich mein Laden nur ein paar Straßen entfernt befindet, ist sie mir bereits über den Weg gelaufen. Im Augenblick trägt sie einen superengen Minirock und ein so tief ausgeschnittenes T-Shirt, dass man praktisch ihren Nabel sehen kann. Sie hat jede Menge alte, verblasste Tattoos, und ihr Make-up ist verschmiert. Das hat echt Klasse.

»Wer, zum Henker, bist du denn?«, will sie von mir wissen, als sie auf den Wagen zusteuert. Ihr braunes Haar ist zerzaust. Sie wirkt wie jemand, mit dem nicht zu spaßen ist. Doch dann stößt sie einen Schrei aus, als sie den Typen erblickt.

»Pax!«, schreit sie und eilt auf ihn zu. »Oh, Gott. Wach auf. Wach auf! Ich hätte dich nicht allein lassen sollen. So eine Scheiße! So eine verdammte Scheiße!«

»Was ist mit ihm los?«, frage ich hastig. »Ich habe den Notruf gewählt, weil ich ihn nicht aufwecken konnte.«

Sie reißt ihren Blick von ihm los.

»Du hast die Bullen gerufen?«, fährt sie mich an. »Wieso das denn?«

Ich kann's einfach nicht glauben. Sie scheint wirklich etwas anders zu ticken. Vielleicht sollte sie ihre Prioritäten noch mal überdenken.

»Weil er ganz offensichtlich Hilfe braucht«, belehre ich sie.

»Der Krankenwagen ist unterwegs.«

Da ist wieder dieser zornige Blick, doch der Typ in dem Wagen, Pax, macht erneut diese gurgelnden Geräusche. Und dann verstummen sie plötzlich. Er liegt ganz still da, Kinn auf der Brust, die sich nicht mehr bewegt.

Die Frau und ich sehen einander an.

»Er atmet nicht mehr!«, ruft sie, während sie ihn packt. »Pax! Wach auf!«

Sie schüttelt ihn so heftig, dass seine Zähne klappern. Ich fasse sie am Arm.

»Das wird ihm nicht helfen«, sage ich mit eindringlicher Stimme.

Heilige Scheiße! Sie hat allerdings recht, er atmet nicht mehr. Mir schwirrt alles Mögliche durch den Kopf, während ich herauszufinden versuche, was zu tun ist, aber bevor ich über einen Plan für das weitere Vorgehen zu entscheiden vermag, setzt sich mein Körper schon von allein in Bewegung.

Ich dränge die Frau zur Seite und ziehe mit aller Kraft an Pax' Arm. Doch es gelingt mir nur teilweise, ihn aus dem Wagen herauszubekommen. Sein Oberkörper hängt heraus, sackt zur Seite, so dass sein Kopf beinahe den Asphalt streift. Seine Beine stecken irgendwie unter dem Lenkrad fest, und wir sind jetzt beide mit seinem Erbrochenen beschmiert.

»Ich brauche Hilfe!«, schnauze ich die regungslos dastehende Frau an. Sie erwacht aus ihrer Starre, und gemeinsam gelingt es uns, den Mann aus dem Wagen zu ziehen und auf den san-

digen Parkplatz zu legen. Ich knie mich neben ihn und fühle, ob er noch einen Herzschlag hat. Hat er, wenn auch ganz schwach. Und da er nicht atmet, wird es nicht lange dauern, bis dieser aussetzt.

Scheiße.

Ich versuche, mich an das zu erinnern, was ich einmal über Wiederbelebung gelernt habe, doch genau weiß ich es nicht mehr, daher bleibt mir nichts anderes übrig, als mein Bestes zu versuchen. Ich halte ihm die Nase zu, kippe seinen Kopf nach hinten und atme in seinen Mund. Er schmeckt nach Zigaretten, Jack Daniels und Kotze. Ich kämpfe gegen ein Gefühl der Übelkeit an, doch es gelingt mir nicht, und ich muss mich für einen Moment würgend abwenden. Als ich mich wieder beruhigt habe, straffe ich meine Schultern und beatme ihn weiter.

Doch dann muss ich erneut würgen, und während ich unterbreche, lausche ich an seiner Brust.

Nichts.

Er atmet immer noch nicht.

»Tu doch was«, zischt die Frau.

Ich blende sie aus und atme wieder in Pax' Mund.

Und wieder.

Und wieder.

Nichts.

Was, zum Teufel, soll ich jetzt machen? Der Geschmack in seinem Mund widert mich schon längst nicht mehr an. Ich konzentriere mich nur noch darauf, seine Lungen mit Sauerstoff zu füllen, ihn dazu zu bringen, wieder selbständig zu atmen. Aber es funktioniert nicht.

Er atmet nicht.

Ich bin verzweifelt und stehe kurz davor, durchzudrehen, atme noch zweimal vergeblich in seinen Mund, doch dann

muss ich einen Satz zur Seite machen, denn plötzlich beginnt er, zu würgen und zu husten, und dann ergießt sich eine Fontäne orangefarbener Kotze aus seinem Mund.

Ich drehe ihn rasch auf die Seite, damit er nicht daran erstickt. Inzwischen sind wir beide völlig mit seinem Erbrochenen bedeckt. Das ist nicht angenehm, aber wenigstens atmet er jetzt wieder. Zwar unregelmäßig und langsam, aber er atmet. Er hat immer noch die Augen geschlossen, doch ich kann erkennen, wie sie sich unter seinen Lidern rasch hin und her bewegen.

Und dann beginnt er zu zucken.

Oh, Gott. Ich weiß nicht, was ich tun soll.

»Was machen wir denn jetzt?«, rufe ich der Frau hinter mir zu.

Ich sehe sie dabei nicht einmal an, konzentriere mich ganz auf den orangefarbenen Schaum, der aus seinem Mund kommt. Er quillt daraus hervor, dringt in seine Nasenlöcher, und er verschmiert ihn überall, während er wild um sich schlägt. Orangefarbene Spritzer landen auf meinem Pullover.

Es gelingt mir, seinen Arm zu packen. Er ist stark, sogar jetzt noch, in diesem Zustand, und ich muss mein ganzes Gewicht einsetzen, um ihn festzuhalten. Ich liege praktisch quer über seiner Brust, sein Arm unter mir. Kurz darauf hören die Zuckungen auf, und sein Körper wird schlaff. Aber er atmet immer noch. Ich kann das Rasseln in seiner Brust hören. Jeder Atemzug scheint ihn große Mühe zu kosten.

Ich bin den Tränen nah, da ich einfach nicht mehr weiß, was ich machen soll, als ich die roten und blauen Lichter sehe, die sich in seinem Wagen spiegeln.

Ich stoße einen Seufzer der Erleichterung aus. Hilfe ist da. Gott sei Dank.

»Wir sollten sie auf uns aufmerksam machen«, rufe ich der Frau zu, doch als ich mich umdrehe, ist sie verschwunden.